

29] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweichel.

Max bejahte.

„Weißt Du, daß Du eigentlich Schuld an dem Tode dieses Menschen bist?“

„Ja, mein Vater?“ rief der Sohn höchlich befremdet.

„Ja, Du!“ fuhr jener, alles scharf herausstößend, fort. „Hättest Du die Hand meiner Mündel nicht zurückgewiesen, gegen die Braut meines Sohnes würde der Junker von Rosenberg nie sein tollkühnes Unternehmen gewagt haben. Es wäre kein Blut geflossen, und alle diese Verdrießlichkeiten wären nicht entstanden, nicht diese Aufregung der Gemüther, nicht die aufrührerische Grabrede Karlstadt's, nicht der Unfug des Böbels.“

Die Anschuldigungen waren zu ungerecht, um sie zu widerlegen. Max erkannte in ihnen den Grund von des Vaters Erregung und schwieg.

„Und warum hast Du sie verschmäht?“ begann der ältere Eberhard nach einem erneuten Gange durch die Stube wieder. „Es ist zum Lachen!“

„Ich sollte meinen, daß dieser Gegenstand zwischen uns völlig erledigt ist,“ versetzte Max mit Ruhe.

Der Vater aber rief: „Mit nichts: Es ist noch nicht zu spät, Deine Thorheit wieder gut zu machen.“ Da der Sohn hierauf keine Antwort gab, fügte er hinzu: „Du willst nicht? Gut, ich werde Dir sagen, warum Du nicht willst.“

„Nicht weiter, mein Vater,“ unterbrach ihn Max mit einer solchen Bestimmtheit, daß jener stutzte.

Er wandte sich ab und blickte zum Fenster hinaus. Auf dem Marktplatz begann das Getreibe der Fastnachtsmästen.

„Vielleicht wäre es für uns beide am besten, mein Vater, wenn wir diese Unterredung auf ein ander Mal aufschöben,“ äußerte Max nach einer Weile mit gedämpfter Stimme.

„Es ist nicht meine Gewohnheit, Sachen zu vertagen, die am besten gleich erledigt werden,“ erwiderte der Vater, ohne sich umzukehren. Seine Stimme klang ruhiger als vorher. Dann trat er vom Fenster weg und sagte, indem er sich niederließ: „Setze Dich. — Wir wollen die Sache rasch zu Ende bringen. Als Dein Vater werde ich wie immer ohne Rückhalt mit Dir reden; ich muß es um Deiner selbst willen. Lasse es mich von Dir selbst hören, ob es wahr ist, wie man sagt, daß Du Dich um Else von Menzingen bewirbst?“

„Es ist so,“ gab Max mit einem leichten Erröthen zu. „Ja, ich wünsche, das Fräulein eines Tages heimzuführen.“

Obgleich Herr Konrad diese Antwort voraus hätte wissen können, so verursachte sie dennoch ein leises Zucken seiner buschigen Brauen. „Also doch,“ räusperte er sich. Mit einer geschäftsmäßigen Trockenheit fuhr er fort: „Du hieltest es mit Deiner Ehre eines Tages für unverträglich, meine Mündel zu Deinem Weibe zu machen, weil die Art und Weise, wie ihr Vermögen erworben wurde, nicht ganz lauter gewesen sein soll. Kennst Du die schweren Beschuldigungen, die auf Stephan von Menzingen lasten?“

„Ja, ich kenne sie,“ antwortete der Sohn. „Aber ich habe mich aus seinen Papieren überzeugt und dieselben in beglaubigter Abschrift bereits dem Reichs- und Kammergericht eingeschickt, daß er nur im Auftrage seines Herrn gehandelt hat.“

„Und daß er die Summen, die er den Kreglingern abpreßte, nach Ansbach abführte, ohne daß davon etwas an seinen Fingern kleben blieb?“

„Mein Vater!“ zuckte Max auf.

Jener machte ihm ein Zeichen, sich nicht aufzuregen. „Ich stelle nur dieselbe Frage, die Du vor dem Gericht zu beantworten haben wirst, wenn es das Urtheil über Deinen Klienten wieder aufheben soll. Als Jurist mußt Du das ja wissen.“

„Ich werde den Schatzkammerer des Markgrafen und ihn selbst als Zeugen vor Gericht fordern und sie werden die Unschuld des Ritters erhärten,“ rief Max mit Lebhaftigkeit.

„Nun, es ist möglich, daß Markgraf Kasimir seinem ehemaligen Diener aus der Klemme hilft. Nehmen wir selbst an, daß Menzingen gegen den Markgrafen ehrlich war. Woher alsdann der Reichtum, mit dem er aus dem kurzen Dienste

des Markgrafen schied, während er vorher arm war? Woher die Mittel, mit denen er seinen jetzigen Aufwand bestreitet? Du mußt zugeben, daß eine Wolke des schwersten Verdachtes auf ihn ruhen bleibt, wenn es Dir auch gelingen sollte, seine Freisprechung wegen der Bedrückung zu erlangen.“

„Die Wolke wird sich zerstreuen,“ erwiderte der Sohn überzeugt.

Aber der Vater fuhr, ohne darauf zu achten, fort: „Was nun seine Händel mit dem hiesigen Rathe betrifft, so wird dieser es ihm nicht erlassen, die verweigerter Recognitionsteuer zu zahlen. Den damals von ihm schwer gekränkten Rathsherren aber wird er, so weit ich die Stimmung kenne, eine schriftliche Ehrenerklärung zu geben haben. Der Rath wird sie entwerfen, und von Menzingen sie vor beiden versammelten Rathen verlesen und mit seiner Namensunterschrift zu den Akten geben. Daß die von ihm an ihrer Ehre gekränkten Rathsherren inzwischen aus dem Zeitlichen abgetrennt sind, wird die Sache nicht ändern.“

Max fuhr von seinem Sitze auf. „Zu einer solchen Demüthigung wird sich der Stolz des Ritters nimmer verstehen.“

„So wird man ihn dazu zwingen,“ antwortete Herr Konrad kalt. „Dich aber frage ich, ob Du eine doppelte Ehre besitzest, die Dir in bezug auf die Tochter Menzingen's zu thun erlaubt, was sie Dir in bezug auf meine Mündel nicht gestattet. Ich mache Dich zu Deinem eigenen Richter, entscheide.“

Max athmete rasch und, um sich zur Ruhe zu zwingen, umfaßte er mit beiden Händen die Lehne seines Stuhles. „Erlaube mir, daß ich den Punkt hervorhebe, in dem sich die beiden Fälle unterscheiden. Ich liebe Else, aber ich liebe Gabriele nicht. Du wirst Dich erinnern, daß ich Deine Mündel nicht für den schlechten Ruf ihres Vaters verantwortlich machte, und ich sollte gegen Else, die ich liebe, weniger gerecht sein als gegen jene? Aber ich sollte gar nicht Gabriele, sondern ihr Geld heirathen, und ich weigerte mich, weil ich mich der unlauteren Weise nicht mitschuldig machen wollte, in der es von ihrem Vater erworben worden war. Das Fräulein von Menzingen ist arm; das Wenige, was vorhanden sein mag, zer splittert sich unter mehreren Geschwistern, und ich werde Else nicht eher zu meiner Gattin machen, als bis meine eigene Lage es gestattet.“

„Und siehst Du nicht ein,“ rief der Vater mit einem Blick in seinen kalten Augen, „daß Deine unselige Verblendung für dieses Mädchen Dich ganz in die Hände Menzingen's giebt, der nach dem Umgange, den er pflegt, zu urtheilen, auf der Seite der Neuerer steht? Nach den Irrthümern, um es gelinde auszudrücken, die Du stolz Deine Weltanschauung nanntest, kann es mich freilich nicht wunder nehmen, daß Du meine Warnung in den Wind schlägst und Dich an Leute anschließest, welche Staat und Kirche aufs gefährlichste bedrohen. Die Predigten Deutschlins und des Kommenthurs, ihr Troß wider die höchste geistliche Autorität, die Grabrede Karlstadt's, der Unfug des Böbels, das alles muß doch auch Dir die Augen darüber öffnen, daß diese Neuerer dahin trachten, alle Bande des Gehorsams zu zerreißen, jede Ordnung und selbst unseren heiligen Glauben umzustürzen. Freilich, was schießt sie es, daß ihre Mächenschaften Unfrieden, Haß, Mord und Brand in unsere gute Stadt tragen? Sind sie doch Fremde und keiner ein Rothensburger! Besinne Dich, Max! Es ist Zeit, daß alle, die es mit ihrer Vaterstadt wohl meinen, sich eng an einander schließen zum Schutze der höchsten und heiligsten Güter wider diese aufrührerische Motte.“

„Bedarf es denn dessen, mein Vater?“ fragte Max entschlossen. „Es liegt in der Hand des Rathes, den Frieden zu bewahren, wenn er gefährdet sein sollte. Warum weigert er sich, dem Geiste und dem Bedürfniß der neuen Zeit nachzukommen? Er führe die Reformation endlich in Rothensburg ein; er gebe den Zünften ihren verbrieften Anttheil an dem Regiment der Stadt zurück; er erleichtere die schweren Lasten der Unterthanen und hebe die entwürdigende Leibeigenschaft auf. Dann wird sich unser Gemeinwesen in Eintracht und Frieden zu schönerer Blüthe entfalten. Was mit der Zeit geworden ist, das muß in ihrem Laufe auch wieder vergehen, indem es sich wandelt. Das Alte hat sich

überlebt, und der menschliche Geist baut sich einen neuen Leib. Wenn hier von Aufstrebenden die Rede sein darf, so dünkt mich, daß es diejenigen sind, die sich selbstständig der reiferen Erkenntnis und dem reineren Lichte verschließen und darnach trachten, die Welt in der alten Finsternis zu erhalten oder in dieselbe zurückzustürzen.“

„Genug,“ rief Herr Konrad mit einer gebieterischen Gebärde und stand auf. „Du bist ein Schwarmgeist. Ich hatte gehofft, Dich zurückzugewinnen. Diese Hoffnung ist gescheitert, wie alle anderen, die ich auf Dich setzte. Stürze denn in Dein Verderben, da Du Dich nicht warnen, nicht zurückhalten läßt! Aber wisse, daß das Alte, was Dir als überwunden erscheint, noch kräftig genug ist, um Euch Neuerer zu zerschmettern. Und, bei Gott, es wird geschehen, ohne mit der Wimper zu zucken, ohne Barmherzigkeit. Genug!“ Er trat an seinen Schreibtisch, von dem er einige Papiere nahm, die er dem Sohne mit den Worten anzwang:

„Ich habe diese Stunde leider voraussehen müssen. Hier ist die Abrechnung über die Verwaltung Deines mütterlichen Erbes und die Anweisung an meine Kasse, den Betrag zu erheben. Es sind vierhundert und einige Gulden. Unser Geschäft ist beendet.“

May starrte auf die Papiere in seiner Hand. Dann erhob er die Augen zu seinem Vater und sagte bewegt: „So habe ich Dir nur noch für alle Güte zu danken, die Du mich bisher hast genießen lassen. Du hast sie keinem Undankbaren erwiesen. Aber des Mannes höchstes Gut ist seine Ueberzeugung. Ich wäre ein Nichtswürdiger, wenn ich ihr nicht folgte. Lebe wohl, mein Vater!“

Er verbeugte sich und ging. Das Tisch Tuch war zwischen ihnen zerschnitten; er mußte sich ein neues Heim suchen. — (Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Gegen die Radler zieht sich in Berlin wieder ein kleines Gewitter zusammen. Die Unfälle, die in der letzten Zeit vorgekommen sind, haben „Erwägungen“ veranlaßt. Sind aber „Erwägungen“ erst einmal im Gange, so kann man sicher sein, daß ein Beschluß, der eine fortschrittliche, modernen Verhältnissen angepaßte Anschauung verleihe, nicht zu Stande kommt. Und nun tobt in Berliner Zeitungen der Kampf. Auf der einen Seite stehen alle, die durch Vertreibung der Sport- und vor allem der Radlerinteressen auf Abonnentenfanz hoffen, auf der anderen die „ehrbaren“ älteren, denen in ihrer vornehmen Ruhe jede neue Institution ein Greuel ist. Es ist interessant, daß sich die politische Parteistellung von rechts und links bis in dies Gebiet hinein fortsetzt. In den Reaktionen lebt wohl ein unklares Gefühl, daß jedwedes Neue, mag es äußerlich auch noch so harmlos erscheinen, in letzter Linie doch gegen sie ausgeschlagen wird. Und gewiß ist das Fahrrad eine Erfindung, deren Wichtigkeit in sozialer Hinsicht täglich größer wird. Man braucht gar nicht in die Lobreden der Enthusiasten einzustimmen, die sich ein an Leib und Seele gesundes Geschlecht, Frauenemanzipation und alles Mögliche vom Radsport versprechen. Wohl aber ist es von großer Bedeutung, daß das Fahrrad Stadt und Land einander näher bringt, daß es überhaupt die Entfernungen aufhebt, daß es dem Einzelnen erlaubt, weit draußen vor der Stadt zu wohnen, während seine Arbeitsstätte im Zentrum liegt. In welchem Maße das Rad die Agitation auf dem Lande auch in entlegenen Theilen erleichtert, haben die letzten Wahlen gezeigt. Mag schließlich auch unser Naturfreund über die „krummbugligen Dreifüßler“ spotten, so viel er Lust hat, mag in einer lustigen Aufzählung der Radfahrertypen der „Kilometerfresser“ obenan stehen und erst am Schluß als eine aussterbende Spielart der Radler folgen, der den Sport zu seinem Vergnügen ausübt — soviel ist doch sicher, daß die meisten von denen, die auf der Landstraße an unserem Naturfreund vorbeiradelten, sie sonst überhaupt nicht zu Gesicht bekämen.

Wenn aber immer wieder auf die vielen Unfälle in den Straßen Berlins hingewiesen wird, so müssen diese in Berlin doch einen besonderen Grund haben. Gegen den Verkehr in den Londoner Straßen ist der in der Leipzigerstraße eine „bloße Kinderei“, schrieb ein hitziger Kürspruch der Radfahrer in einer Zeitung, und in London, in Paris, in New-York ist keine einzige Straße gesperrt. Es scheint, daß der Berliner doch noch nicht der „Weltstädter“ ist, der er gern sein möchte. Er ist dem Verkehr, den die Weltstadt mit sich bringt, noch nicht angepaßt. Es fehlt an dem Gefühl, daß die Straße dem Verkehr dient, und daß da jeder Rücksicht auf den anderen zu nehmen hat. Bei den Radfahrern ist dieses Gefühl nicht allgemein vorhanden, sonst würde es nicht vorkommen, daß einer belebte Straßen entlang sauft, als befände er sich auf einer Chaussee in Hinterpommern. Der Wagenführer auf dem Fahrweg hat diese Empfindung, daß er Rücksicht nehmen muß, noch weniger — der Berliner Fußgänger aber hat sie auch nicht. Der empfindet den Radler als eine Art Eindringling. Er glaubt oft genug, die Straße ist für ihn allein da und ist entrüstet über das Klingeln des Radlers, dem er ausweichen soll. Wenn sich nur erst die Andäunung allgemein verbreiten würde, daß man nach rechts und links sehen muß, ob der

Fahrweg frei ist, ehe man ihn überschreitet, so wäre schon viel gewonnen. Jedenfalls aber wird sich die Anpassung an den Weltstädterverkehr vollziehen müssen. Das wird mehr helfen als strengere Absperrungsmaßregeln.

Am Mittwoch ist in Bournemouth in England Cornelius Herz gestorben. Bei dieser Nachricht taucht der Panamastandal, der im Ausgang des Jahres 1892 alle Welt in Athem hielt, in der Erinnerung auf. Der Name Herz ist mit der Geschichte desselben von Anfang an eng verknüpft. Er bedeutete einen sozialen Typus, der häufig wiederkehrt. Herz gehörte nicht zu den großen Geldleuten, die mit ihren gewaltigen Mitteln riesige Unternehmungen in die Wege leiten, durch ihre Spekulationen im Handumdrehen Millionen gewinnen und, wie das Beispiel des amerikanischen Getreidespekulanten Joseph Leiter jüngst zeigte, verlieren. Herz war ein „Gründer“, eine Schmarozkernatur. Er verstand es, sich an größere Geldleute zu hängen, kleineren Leuten das Geld aus der Tasche zu locken. In allen möglichen Geschäften hatte er seine Hand, überall gründete er „Gesellschaften“, und bei allen diesen Unternehmungen wußte er sein Schäfchen zu sächern. Er wurde in seinem Leben weit herumgeschlagen. Als Apotheker, als Arzt, als Theaterdirektor hat er in Amerika sein Glück versucht, es erndete mit einem Bankrott. Dann begann er mit der Verwertung von Patenten. Jetzt glückte es ihm. Bei der Panama-Gesellschaft war er einer der Hauptbetheiligten. Sein Geschäft war es, die Aktien an die vielen kleinen Leute zu bringen, die drüben in Amerika reichlich zu ernten glaubten, und Zeitungsbesitzer, Journalisten, Parlamentarier zu bestechen, um dem Unternehmen die Unterstützung des Gesetzes und Zeitungs-Apparates zu sichern. Die Gesellschaft brach schimpflich zusammen. Als dann die Enthüllungen kamen, wurde Herz für viele gefährlich. Jahre lang hatte er mit den einflussreichsten Männern Frankreichs verkehrt und wußte ihre Geheimnisse. Die Rolle, die er bei den Enthüllungen spielte, ist nicht ganz aufgeklärt. Man sagt, daß er selber das Material um Millionen verkauft habe. Einen Theil aber habe er noch zurückgehalten. Mancher seiner Bekannten mag jetzt erst erleichtert aufathmen. Herz hat sich der Justiz zu entziehen gewußt. Seine Auslieferung wurde zwar von England bewilligt, sie konnte aber, da er ewig „krank“ war, nicht durchgeführt werden.

Cornelius Herz stammte aus Deutschland. Aber schon sein Vater siedelte nach Frankreich über. Diese Thatsache giebt einem Berliner Blatte den Anlaß, froh zu sein, daß dieser Mann sich von unserem Vaterlande los sagte und durch und durch Franzose wurde. „Bei uns gedeihen solche Naturen nicht.“ Es ist sonderbar, was für Blüthen der Chauvinismus treibt. Alles Edle und Gute ist immer in dem eigenen Volke vertreten. Jüngst veranstaltete eine französische Revue eine Umfrage, ob es in der Literatur so etwas gäbe, was man einen französischen Geist nennen könnte. Dreißig französische Schriftsteller gaben darauf eine Antwort. Was sie vorbringen konnten, kam natürlich über einige Gemeinplätze nicht hinaus. Emile Zola, der auf jede Anfrage bereitwillig antwortet, auch wenn er von einem kleinen Mädchen aus Deutschland gefragt wird, welche Bücher es lesen soll, rühmte an den Franzosen den gesunden Menschenverstand, die Klarheit, die Gesundheit, die unabhängige Prüfung, die Weisheit, den leidenschaftlichen Kultus der Wahrheit und die Gerechtigkeit. Das wäre eigentlich auch nicht der Boden, in dem „solche Naturen“ gedeihen könnten, zumal wenn sie aus einem „solchen Vaterlande“ dahin verpflanzt sind. Nein, diese Pflanzen gedeihen überall gleich gut, wo die heutige Geldwirtschaft sich eingebürgert hat. Alles, was Herz getrieben, gehört zum System; eine Grenzlinie zwischen den „ehrbaren“ und den „unehrbaren“ Spekulationsgeschäften ist schwer zu ziehen. Frankreich hatte seinen Herz, England seinen Hooley und — Deutschland seinen Strousberg.

Uns interessiert hier besonders der Theil der Frage, der das Zeitungsweesen angeht. Herz hat der Presse ungeheure Summen zugesteckt. Hooley bezahlte für einzelne Reklameartikel bis zu 40 000 M., und Strousberg war bekannt als „der Mann, der alles kauft“. Das waren große Fälle. Im kleineren blüht das Geschäft tagtäglich. Was darin geleistet wird, von bezahlten Börsenberichten herab bis zu den Waschzetteln der Geheimmittelverkäufer, war oft genug Gegenstand der Erörterung. Wiener Zeitungen haben es zur Spezialität darin gebracht. Der Gründer der alten „Presse“ in Wien, August Zang, erhob das Geschäft zum leitenden Prinzip. Sein Ideal war eine Zeitung, in der alles, Leitartikel, Feuilleton, Lokalmotiv, bezahltes Inserat war. Sein Blatt stand in der Ära der großen Schwankungen in der Jollypolitik dem zur Verfügung, der ihm am besten zahlte. Und er machte kaum ein Fehl daraus. Als er starb, hinterließ er Millionen. Der Mann machte Schule. Gerade in dieser Woche wurde wieder eine bezeichnende Geschichte gemeldet. Wiener Blätter, die mit ihren dynastischen Empfindungen haupfieren gehen, brachten spaltenlange Berichte über einen Besuch des österreichischen Kaisers in der Wiener Jubiläumsausstellung. Da stand genau angegeben, wen der Kaiser durch eine Ansprache ausgezeichnet hatte. Es waren aber nicht alle erwähnt. Zu jedem Aussteller, den der Kaiser angesprochen hatte, war nachher ein Journalist gekommen, der sich erbot, für eine Entschädigung von 25 bis 100 Gulden dafür zu sorgen, daß die Worte des Kaisers in der Presse veröffentlicht wurden. Und richtig, ging einer nicht darauf ein, so blieb sein Name in der Zeitung fort. Manche entschloffen sich daher, nachträglich zu zahlen, sie kamen in einen Nachtragsbericht. Sie wollten der Reklame nicht verlustig werden, die eine solche Erwähnung in einer Zeitung übt, deren Leser wenigstens noch zum Theil monarchisch gesinnt sind.

Das Gefährliche bei diesem Treiben ist die Macht, die für den naiven Leser das gedruckte Wort hat. Der Mensch ist ein geborener „Zajager“, er glaubt an die Lügenhaftigkeit eines Menschen nicht eher, als bis er den Beweis in Händen hat. Und nun gar bei einer Zeitung, in der der Einzelne verschwindet und immer die ganze Institution mit ihrer Autorität hinter jedem Wort zu stehen scheint. Nicht jede Zeitung, die lügt, trägt auch gleich so dick und plump auf, wie ein verächtliches Klein-Blatt, bei dessen Artikeln man fast bei jeder Zeile fühlt, daß der Schreiber bewußt und herzlich gelogen. —

Kleines Feuilleton.

— a — **Hinter der Hecke.** Sie will nicht wachsen und will nicht wachsen, die Blume, die hinter der dichten Hecke des Gartens steht. Der Gärtner, der jeden Morgen in die Villa kommt, giebt ihr wohl genug Wasser, manchmal ist es um sie herum ganz naß, aber es zeigen sich keine Blüten an den verkümmerten Zweigen. Er hat die junge Frau, die jeden Morgen, wenn er mit seiner Arbeit fertig ist, in den Garten kommt, schon gebeten, die Blume an einen andern Platz setzen zu dürfen. Aber sie hat immer gesagt: „Rein, gerade in dieser Ecke will ich Blüten sehen.“ Doch es zeigt sich keine Blüte. Die Blume bekommt keinen Sonnenschein, denn sie steht hinter der Hecke.

Heute ist die junge Frau wieder herausgekommen. Sie steht aus wie eine wandelnde Niesenblume in ihrem faltigen, weißen Spitzengewand, das sie seit einigen Tagen immer um diese Zeit trägt. Sie neigt sich zu den Rosen und zu den Lilien, deren schweren Duft sie mit geschlossenen Augen einsaugt. In diesem Augenblick ist sie ganz traumhafte Reinheit. Vor der verkümmerten Blume aber bricht ihre kindliche Leidenschaftlichkeit jääh hervor: „Die Blume so II hier stehen bleiben und blühen!“

In diesem Augenblick geht auf der Straße ein Herr vorüber. Er grüßt ehrfurchtsvoll, vertraulich. Sie ruft ihn an und bittet ihn, herein zu kommen. Ihr Mann würde sich sehr freuen, ihn zu sehen. Sie gehen beide den gelben Kiesweg hinunter. Die große Verandastreppe kommt eine Amme herab; dicke, kurze Röde, Nieder und Kopftuch. Die starke Frau in dem bunten Aufputz ist so recht eine Folie für die junge Frau im Spitzengewand. Die Amme trägt ein kleines blaßes Kind auf dem Arm. Die junge Mama nimmt ihr das Kind ab und sagt entschuldigend: „Ach, Sie verstehen, man hat sein Kind so selten! Bitte, gehen Sie allein hinein zu meinem Mann.“ Der Herr blidt das reizende Bild, die Mutter mit ihrem Kinde, entzückt an. Dann geht er, befangen von dem Eindruck, ins Haus.

Die junge Mutter aber giebt das Kind sofort der Amme zurück, als der Herr sie nicht mehr sehen kann. Rasch eilt sie ebenfalls ins Haus. Nicht lange darauf kommt sie in einfachem Straßenkleide, unter dem die seidene Röde rauschend ihren Reichtum verkündend, stolz die Stufen herab. Sie geht langsam, die Lederhandschuhe zuklappend. In der Gartenthür hört sie, wie der Herr auch aus dem Hause kommt. Sie bleibt einen Augenblick stehen und geht dann zusammen mit ihm die die Straße hinunter. Wie ihre Augen ineinander leuchten!

Als sie an der Hecke vorbeikommt, ruft das kleine blaße Kind, das dort auf dem Schooß der Amme sitzt, „Mama!“ Die junge Frau lächelte hinüber: „Mein süßes Kind!“ Aber sie geht ruhig und hört nicht, wie das Kind immer noch, als wenn es hungerte, ruft: „Mama! Mama!“ —

— Eine schauerliche Eisenbahnfahrt legte dieser Tage ein am Bahnhof King's Cross in London angestellter Arbeiter zurück. Der Mann war, unter einem Abtheil des Zweiehr-Expres von King's Cross nach dem Norden liegend, damit beschäftigt, an dem Getriebe der Vacuumbremse etwas in Ordnung zu bringen, als sich der Zug, der zu den schnellsten der „Great Northern-Railway“ gehört, in Bewegung setzte. In welcher gefährlichen Situation er sich befand, das wurde dem Bedauernswerthen erst klar, als der Expres die Station passirt hatte und mit einer von Minute zu Minute wachsenden Schnelligkeit dahinfuhr. So lange der Zug in Bewegung war, durfte er, wenn er nicht sofort zermalmt werden wollte, seinen unbequemen Platz unter dem Koupee nicht verlassen, und der Mann wußte sehr wohl, daß vor der hundert englische Meilen (23 deutsche) entfernten Stadt Grantham in Lincolnshire, die nach etwa zwei Stunden erreicht sein würde, kein Aufenthalt zu erwarten war. Da hieß es denn, allen Muth zusammenfassen und sich so gut es gehen wollte, in das Unvermeidliche zu schicken. Wie der Mann nachher selbst berichtete, schlug er den Kopf nach oben, zog den Hut tief ins Gesicht und klammerte sich immer nur mit einer Hand abwechselnd an das Vrennfemrohr, das sich dicht über seinem Kopf befand. Ausgenommen aus Strecken, wo es kurz vorher geregnet hatte, sprühten dem Unglücklichen Staub und kleine Steine nur so um das Gesicht, obwohl er dieses meist nach oben oder etwas nach der Seite wandte. In der Nähe der Station Welling wurde das rasende Tempo ein wenig gemäßigt, indem man die Vacuumbremse anzog, was dem an dem Rohr hängenden Manne ein Gefühl verursachte, als werde ein starker elektrischer Strom durch seinen Körper geleitet. Das brausende, donnernde Geräusch um ihn her und die entsetzlich scharfe Zugluft drohten ihm oft Athem und Besinnung zu rauben, aber immer wieder nahm er sich zusammen und als endlich nach zwei langen Stunden Grantham erreicht war und der Zug zum Stehen kam, hing er noch eine Weile wie betäubt an seinem Rohre. Dann erst ließ er sich fallen und kroch unter

dem Wagen hervor. Die Leute auf dem Bahnhof starrten ihn verwundert an; aber ohne im Stande zu sein, ihre Fragen zu beantworten, da ihm die Worte unverständlich durcheinanderlängen und wie Kanonendonner an sein Ohr dröhnten, startete er die Fragenden wieder an. Er mußte wohl zuerst den Eindruck eines Geistesgestörten gemacht haben; doch nachdem er sich etwas erholt hatte, erzählte er der staunenden Menge sein ungewöhnliches Abenteuer. —

Literarisches.

— Ueber den Absatz der Schefffel'schen Werke entnimmt die „Ztschr. f. Bücherfreunde“ dem jüngst erschienenen „Jahrbuch des Schefffelbundes für 1897“ eine Reihe von Angaben: Den größten Absatz fand der „Trompeter von Säckingen“, der 1854 herauskam, mit im ganzen 300 000 Exemplaren; die Kleinoktav-Ausgabe dieses Werkes hat allein 227 Auflagen mit zusammen 227 800 Exemplaren erreicht. Alsdann kommt „Eilhard“, der im Bong'schen bezw. Neßler'schen Verlage 154 Auflagen mit beiläufig 185 000 Exemplaren erreicht hat. Dazu kommt noch die Großoktav-Ausgabe, und was von den früheren Verlegern unter das Publikum gebracht worden ist. Alles in allem hat es „Eilhard“ auf mehr als 200 000 Exemplare gebracht. An dritter Stelle ist „Gaudemus“ zu nennen, das 60 Auflagen mit 72 000 Exemplaren erlebt hat. In weitem Abstände kommen dann die übrigen Werke des Dichters, „Frau Aventure“ mit 17 Auflagen und 255 000 Exemplaren, die „Bergpsalmen“ mit 6 Auflagen und nahezu 18 000 Exemplaren, „Juniperus“ mit 5 Auflagen und 20 000 Exemplaren, „Waldeinsamkeit“ mit 4 Auflagen und 7500 Exemplaren. Von den „Reisebildern“, die 1887 erschienen, sind die 4000 Exemplare der ersten Auflage erschöpft; die zweite ist noch im Handel und die „Gedichte aus dem Nachlaß“ sind seit 1888 in 4 Auflagen mit zusammen 4000 Exemplaren erschienen. —

Theater.

— Der Wiener Stadtrath beschloß die Verpachtung des Währinger „Jubiläums-Theaters“ an den früheren Direktor des Raimund-Theaters Adam Müller-Gutenbrunn für jährlich 46 000 Gulden. —

Völkerkunde.

10. Ueber ein merkwürdiges Naturvolk in Hinter-Indien machte der französische Konsul des Ortes Kratie in Cambodja der französischen völkerkundlichen Gesellschaft eine genauere Mittheilung. Es ist zunächst auffallend, daß die Pnong, so heißt der kriegerische Stamm, in ihrem ganzen Körperbau eine ausgesprochene Ähnlichkeit mit den nordamerikanischen Indianern besitzen. Sie sind ziemlich wohl gebildet, ihr Gesicht wird nur durch den fast immer unshön geschnittenen Mund entstellte. Die Frauen stehen den Männern an Kraft, Schönheit und geistiger Entwicklung nach. Ihre Kleidung besteht aus einem 26 Zentimeter breiten Tuchstreifen von großer, 5—6 Meter erreichender Länge, den sie wie eine Schärpe gefällig um ihren Körper schlingen. Die kleinen Kinder werden bei ihnen außerordentlich sorgsam gepflegt und niemals einen Augenblick verlassen, vielmehr stets von Vater oder Mutter herumgetragen. Die Pnong glauben an ein gewisses Fortleben nach dem Tode, dieser Glaube ist aber eigentlich nur eine Art von Gespensterfurcht. Sie essen alles, was ihnen vor den Mund kommt, Heuschrecken, Schlangen, Krötsche und noch viel unappetitlichere Sachen. Ihr Lieblingsgetränk ist eine Art von Reisbranntwein, den sie selbst herstellen. Sie sind große Tabakraucher wie die Indianer, sie trocknen die Blätter einer wildwachsenden Tabakstaude, zerschneiden sie in sehr kleine Stücke und rauchen sie aus Holzpfaffen. Außerdem lauen sie noch gewohnheitsmäßig verschiedene aromatische Pflanzenstoffe. Wunderbar entwickelt ist ihr Geruchsinn, sie behaupten, bei geschlossenen Augen durch den Geruch nicht nur die einzelnen Menschen, sondern auch verschiedene Thiere und sogar Metalle und irgend welche andere Gegenstände unterscheiden zu können. Tanz und Musik kennen sie gar nicht, nur bei gewissen Feierlichkeiten wird der Gong, die Holzpaule, geschlagen. Die Begräbnisse geschehen bei ihnen ohne Feierlichkeit. Eine bedeutende Kunst besitzen sie darin, kleine Figuren aus Holz zu schnitzen. Sehr ehrenhaft sind sie in der Beobachtung eines gegebenen Versprechens, und Wortbruch wird bei ihnen unnachlässig bestraft. —

Medizinisches.

— Ein neues Heilmittel gegen das afrikanische Fieber ist, wie man der „Woch. Ztg.“ schreibt, am Tanganjika-See entdeckt worden. Der am Westufer dieses Sees thätige Missionar Vater Guillemé berichtet, daß die Calaha ein ausgezeichnetes und wirksames Mittel gegen die Sumpffieber und anstehenden Fieber ist. Die Calaha ist ein Erzeugniß, das aus der Anneslea fobriguga, einem Strauche aus der Familie der hülsenartigen Sumpfpflanzen, der im wilden Zustande in gewissen tropischen Gegenden wächst, herausgezogen worden ist. Dieses Heilmittel soll ein schnelles und wirksames Spezifikum gegen die anstehenden Fieber und gegen die Sumpfergiftung in ihren verschiedenen Erscheinungen sein. Der Vater meldet, daß er vier schwere Fälle von Sumpffieber und drei sehr schwere Fälle von Blutharnen mittelst Anwendung von Calaha schnell und vollständig geheilt habe. Die Anwendung der Calaha ist eine sehr leichte und hat keine Störung in den Organen, wie solche oft nach dem Einnehmen fiebervertreibender Mittel auftreten, zur Folge. Vater Guillemé meht

aber selbst, daß weitere Beobachtungen mit der Calaha anzustellen sind, um die Wirksamkeit dieses Mittels und die Dauer der Immunität ernsthaft festzustellen. —

Astronomisches.

— Zur Beschaffung eines großen Refraktors für das astrophysikalische Observatorium auf dem Telegraphenberg bei Potsdam und zur Herstellung der hierfür erforderlichen Bauten sind in den drei letzten Etats insgesammt 705 750 M. bewilligt worden. Bis Mitte Juli, hieß es in dies-jährigen Etat, soll die Aufstellung und Montage der großen Kuppel beendet sein und im August 1898 das Fernrohr angeliefert werden, während die Fertigstellung der Erweiterungsbauten bis zum Herbst dieses Jahres in Aussicht genommen war. Diese Termine werden prompt eingehalten werden. Das umfangreiche Gebäude, welches zur Aufnahme dieses neuen Riesens-Fernrohrs dienen soll, ist jetzt bis zu dem Kuppelrande aufgeführt, über welchem sich bereits der kolossale eiserne Vogen wölbt, um den sich später die Kuppel drehen wird. Diese Drehung geschieht durch 26 einen Meter hohe, auf Schienen laufende eiserne Räder, auf denen die Kuppel ruht, und die infolge eines sinnreichen Mechanismus durch einen einzigen Handgriff in Bewegung gesetzt werden können. Diese Räder sind sämtlich bereits auf dem Kuppelrande aufgestellt, so daß nunmehr mit dem Bau der Kuppel selbst begonnen werden kann. Wie groß die Oeffnung des neuen Refraktors sein wird, steht noch nicht ganz fest. Doch wird sie mindestens drei Mal so groß sein, wie die des größten Fernrohrs, welches die Potsdamer Sonnenwarte augenblicklich besitzt. Dadurch wird es möglich sein, auch Sterne fünfter und sechster Größe zu beobachten, während die jetzt zur Verfügung stehenden Fernrohre nur für die Beobachtung von Sternen erster und zweiter Größe ausreichen. Das Potsdamer Observatorium war daher bis jetzt auch nicht in der Lage, die vielen zum theil bahnbrechenden Resultate ihrer Forschungen weiter zu verfolgen, sondern sie mußte dies den Sternwarten anderer Länder überlassen, die schon längst im Besitze geeigneter, für alle Beobachtungen ausreichenden Fernrohre sind. Der neue Refraktor wird eine doppelte Bestimmung haben: er wird so eingerichtet sein, daß mit ihm die Sterne nicht nur beobachtet, sondern auch photographirt werden können. —

Meteorologisches.

— **a.** Einer der stärksten Platzregen, die jemals gemessen wurden, fiel nach einer Angabe von „Nature“ in der Nacht vom 15. zum 16. Dezember vorigen Jahres an dem Orte Redunstein in der Nordprovinz von Ceylon. Der Regen dauerte 23 Stunden und würde in gleichmäßiger Vertheilung des Wassers über den Boden denselben über 80 Zentimeter hoch bedeckt haben, vorausgesetzt, daß kein Wasser in den Boden eindrang oder verdunstete. Die Regenmesser der meteorologischen Warte waren nämlich bis auf 806 Millimeter mit Regenwasser gefüllt. Durchschnittlich kommen dort im ganzen Jahre nur 1643 Millimeter Regen herunter, so daß an jenem einen Tage fast die Hälfte der ganzen Wassermenge fiel, die sonst in einem Jahre sich niederschlägt. Soweit bekannt, ist der stärkste Platzregen, von dem man bisher Kenntniß hatte, vor mehreren Jahren in Gibraltar niedergegangen, der 838 Millimeter Höhe maß und 26 Stunden währte. In Genua fielen einmal in 26 Stunden 762 Millimeter, in dem Orte Jopheuse in Frankreich in 28 Stunden 791 Millimeter. Was die jährliche Regenmenge betrifft, ist dieselbe am bedeutendsten in den Khasia-Bergen in Nordindien, wo alljährlich etwa 15 Meter Regen fallen, einmal kamen an dieser Stelle an 5 Tagen hintereinander je 762 Millimeter Regen herunter, also im ganzen in 5 Tagen fast 4 Meter. —

Technisches.

k. Elektrische Sprengwagen. Das Neueste auf dem Gebiete der angewandten Elektrizität dürfte der Sprengwagen mit elektrischem Antrieb sein, den man bereits hier und da in den Großstädten Amerikas auftauchen sieht. Die Wagen sind so konstruirt, daß sie sich auf den Schienen der elektrischen Straßenbahnen mittels der bei jenen üblichen Stromzuführung bewegen können. Ein kräftiger Sprühregen wird durch ein elektrisches Pumpwerk auf Entfernungen bis zu 50 Fuß verbreitet. Der Wagen faßt 5000 Liter Wasser. Die Vorzüge des neuen Sprengverfahrens sind größere Billigkeit, Einfachheit des Betriebes und bedeutende Zeiterparniß. —

Humoristisches.

— **Dauernschlaueheit.** „Dees is a' verbot'ner Weg — da muß der Herr fünf Mark Straf zahl'n!“ — „Ja, warum bringt man da keine Warnungstafel an?“ — „War ja eine da — aber da is uns kein Mensch 'nein'ganga!“

— **Neues Wort.** Hausirer: „... Au, seh'n Sie mich doch nicht gleich so hinauswurfsvoll an!“ — (Flieg. Blätter.)

— **Früh-Schottisch-Englisch.** Ein Irländer, der sich mit seiner Frau zankte, gerieth über den Wunsch seiner Frau, er möge todt sein, so in Wuth, daß er ausrief: „Freilich, Du möchtest Wittwe sein; aber so lange ich lebe, werde ich dafür sorgen, daß Du es nicht wirst!“ — Das Wahrzeichen Schottlands ist bekanntlich die Distel; ein besonderes schönes Exemplar einer solchen wurde dem Vorliegenden irgend eines

Schottischen Klubs überreicht, als dieser eine Sitzung abhielt. Die Distel lag noch auf dem Tische, als ein Wirthbold zufällig eintrat und sich sofort mit den Worten zurückzog: „Verzeihung! Ich wußte nicht, daß die Herren noch beim Frühstück wären.“ — Gladstone leitete eines Tages im Parlament den klassischen Satz: „Wenn jemand sich verheirathen will, zu wem geht er? Zum Priester seines Kirchspiels. Will er sein Kind taufen lassen, zu wem geht er wiederum? Zu seinem Priester. Will er sich endlich begraben lassen, zu wem geht er? Abermals zum Priester seines Kirchspiels!“ Es dauerte einige Zeit, bis der eifrige Redner durch die schallende Heiterkeit des Hauses auf den wunderlichen Sprung seines rednerischen Rosses aufmerksam gemacht wurde. —

Vermischtes vom Tage.

— In der Nähe von Zinnowitz schlug während eines heftigen Wirbelwindes ein Boot um. Vier Fischen fanden ihren Tod in den Wellen. —

— In Ederförde brannten die großen Fischerporthäuser und Mariniranstalten zweier Firmen nieder. Der Schaden ist bedeutend. —

y. Ein plötzlich irrsinnig gewordener Bergarbeiter zu Unter-Byfang bei Bochum tödtete ein dreijähriges Kind mit einem Brotmesser, verwundete ein 16jähriges Mädchen lebensgefährlich, bedrohte andere Personen und demolirte das Haus, in dem er wohnte. —

— **Dumme Schweine.** Bei der Dresdener Ausstellung der Landwirtschafts-Gesellschaft mußten auf Verlangen des Magistrats die Schweinebuchten mit Torfstreu ausgelegt werden, damit sie geruchlos wären. Man hat die Streu, meldet ein hiesiges Blatt, sehr bald wieder entfernen müssen, da die Schweine in ihrem Unverstand die Sache falsch auffaßten, die Streu für Futter hielten und an dem Genuß derselben erkrankten und, soweit sie noch zu jung waren und zu große Mengen verschlungen hatten, krepirten. —

— Bei Altenwald wurden, wie aus Saarbrücken gemeldet wird, ein Mann und zwei Knaben, die Lohngelder trugen, von Strolchen überfallen. Einer der Knaben wurde schwer verletzt. Seine Geldtasche mit 8000 M. Inhalt wurde geraubt. —

— In der belgischen Stadt Lobelinsart wurde ein Bankier verhaftet, der mehrere tausend Schärbecker Stadtklose nachgemacht und an der Brüsseler Börse veräußert hatte. —

— Die Einwanderung in Sibirien ist in stetem Zunehmen. Im laufenden Jahre haben bereits etwa 300 000 Personen die Grenzen überschritten. Während des Monats Juni sind etwa 150 000 eingewandert. Von diesen sind 60—70 000 ins östliche Sibirien gezogen, während der größte Theil der übrigen sich nach Tomsk und Tobolsk wandten. Viele wandern auch ins Amur-Gebiet. —

— Ein fürchterlicher Wolkenbruch ging über Steelville (Missouri) nieder und zerstörte einen Theil der Stadt. Dreizehn Personen sind ertrunken. Die Zahl der Opfer ist wahrscheinlich noch höher. —

— Die „Compagnie Générale Transatlantique“ hat die wahrscheinlich endgiltige Liste der Opfer des Zusammenstoßes der „Bourgoigne“ und des „Cromatyschire“ aus New-York erhalten. Darach sind von 502 Reisenden, die sich in New-York eingeschifft hatten, ertrunken: 88 Passagiere der ersten Klasse, 118 der zweiten und 246 der dritten Klasse, zusammen 447 Passagiere, sowie 118 Personen von der Besatzung. Es kann also angenommen werden, daß die Gesamtziffer der Verluste sich auf 545 belaufen wird. — Gegen mehrere Matrosen der „Bourgoigne“ soll Anklage wegen Mordes erhoben werden. Von geretteten Passagieren werden gegen die Mannschaft schwere Anschuldigungen erhoben. Passagiere sollen von Matrosen mit Rudern und Stangen von den Booten zurückgetrieben, einige auch erschlagen worden sein. Ein Passagier berichtet, er sei mit seiner greisen Mutter in ein Boot gelangt. Die Matrosen im Boot hielten ihn aber fest, während sie seine Mutter ins Meer warfen; dann warfen sie ihn ihr nach. Fünf Mal schlugen sie ihn mit Rudern und preßten ihn unter das Boot. Er kam dennoch nach langem Umhertreiben mit dem Leben davon. Von den 50 Kindern, die an Bord waren, ist nicht ein einziges gerettet worden. — Mit einer Verlustliste von 545 Personen stellt sich der Untergang der „Bourgoigne“ als eines der schwersten Schiffsunglücke der letzten Jahre dar. Bei dem Untergange des derselben Gesellschaft gehörenden Dampfers „Ville du Havre“ im Jahre 1873 verloren 230 Menschen ihr Leben. Die „Compagnie Générale Transatlantique“ hat seit den letzten 50 Jahren sieben Schiffe verloren. Als der Dampfer „Elbe“ des Norddeutschen Lloyd in der Nacht des 28. Februar 1895 im Kanal nach einem Zusammenstoß mit dem englischen Dampfer „Crathie“ unterging, verloren 300 Menschen ihr Leben, und mit „Salier“ gingen im Jahre 1896 214 Reisende und 65 Mann der Besatzung zu grunde. Im Jahre 1875 gingen mit dem Dampfer „Schiller“ der Hamburg-Amerika-Linie 324 und 1888 mit der „Cimbria“ nach dem Zusammenstoß mit dem englischen Dampfer „Sultan“ 454 Menschenleben verloren. Im Jahre 1893 kamen beim Untergange des englischen Kriegsschiffes „Victoria“ 422 und 1895 beim Untergange der „Reina Regente“ 435 Personen ums Leben. —